

Füdüli, Stöckelschuhe und viel, viel Fleisch

Wie Prostitution in den (meisten) Medien fotografisch dargestellt wird

Wenn in digitalen oder gedruckten Medien der Umgang mit Prostitution thematisiert wird, dann darf eine passende Fotografie dazu nicht fehlen. Erstaunlicherweise wird nun aber stets das Gleiche gezeigt: Füdüli, Stöckelschuhe und viel, viel Fleisch.

brh. · Es ist die Perspektive des Freiers, der an den einschlägigen Orten mit dem Auto auf und ab fährt und aufs Trottoir späht – auf der Suche nach entgeltlichem Sex. Was er dabei zu erblicken hofft, sind spärlich bekleidete, junge Frauen in Stöckelschuhen. Und genau dieses Bild wird auch in den meisten Medien, seien es nun digitale oder gedruckte, gezeigt, wenn es darum geht, einen Bericht über die Prostitution zu illustrieren; erstaunlicherweise sind es seit gut drei Jahren schweizweit stets die gleichen Fotografien: kopflose Frauen, von hinten und leicht von unten fotografiert, und bevorzugterweise jene, die viel Haut und Fleisch zeigen. Warum aber diese Eintönigkeit und Monotonie, warum die Zementierung eines Klischees in fast allen Medien? Nicole Aeby, Kuratorin, freie Bildredaktorin und Beraterin, hat im Auftrag der Stadtzürcher Fachstelle für Gleichstellung und der Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration (FIZ) die Prostitutionsbilder analy-

siert und ihren Befund am Montagabend an einer öffentlichen Veranstaltung im Stadthaus vorgestellt. Sie hat für ihre Analyse mit Fotografen und Bildredaktoren diverser Medienhäuser gesprochen und sich die Fotografien in Zeitungen und Online-Portalen angeschaut – und ist zum eingangs erwähnten Ergebnis gekommen: Freierperspektive und immer die gleichen Bilder.

«Falsche» Bilder

Dazu kommt, dass in einigen Medien «falsche» Bilder verwendet werden. Ein Bericht über den Strassenstrich in Luzern wird mit einer Fotografie vom Zürcher Sihlquai illustriert, die Reportage über eine Prostituierte in Genua ebenfalls mit einem Sihlquai-Bild, oder dann muss sogar der Stiletto-Lauf (zugunsten von Opfern von Menschenhandel) als Darstellung von Prostitution herhalten. Nicole Aeby spricht von einem hilflosen und gefährlichen Umgang mit solchen Fotografien, von Symbolbildern, die immer wieder benutzt werden und bei denen der Leser sofort merkt: Aha, es geht um den Strassenstrich. Der reduzierte und voyeuristische Blick dieser Symbolbilder, so Aeby, gebe die Vorurteile mancher Leser und wohl auch mancher Redaktoren wieder – und zementiere sie. Koni Nordmann, ehemaliger Fotograf und Medienberater, zeigte sich am Montagabend erstaunt

darüber, dass die Medien einem derart aktuellen und brisanten Thema wie der Prostitution nicht mehr Zeit, Kreativität und Intelligenz widmeten.

Hinter Büschen versteckt

Bei der Befragung von Fotografen und Fotografinnen hat Nicole Aeby erfahren, dass ihre Arbeit am Strassenstrich als schwierig empfunden wird – und die meisten froh sind, wenn sie den Ort des Geschehens so rasch wie möglich wieder verlassen können. Nur wenige Fotografen reden mit den Prostituierten und holen sich das Einverständnis für die Aufnahmen, einzelne tun dies und zahlen sogar dafür; wenn auch einen bescheidenen Betrag. Andere fotografieren aus dem fahrenden Auto, hinter Büschen versteckt oder von einer Brücke hinunter. Ausnahmen von dieser Arbeitsweise gibt es, beispielsweise von der ehemaligen NZZ-Fotografin Janine Schranz, die in einem Langzeitprojekt Zürcher Strassenprostituierte kennengelernt und fotografiert hat. Doro Winkler von der FIZ oder AL-Gemeinderat Alecs Recher bedauerten am Montag einhellig, dass in den Pressebildern viele Aspekte von Prostitution nicht dargestellt werden: der Arbeitsplatz, die Freier, das Warten, die Kälte oder die geschwellenen Füße nach einer langen Nacht in Stöckelschuhen.